

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gucke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Fermann Rupp, Wiesbaden.

Nummer 44

Sonntag, den 30. September 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 30. Sept. (18. Sonntag nach Pfingsten):
Hieronimus; Montag, 1. Okt.: Remigius; Dienstag,
2. Okt.: Leodegar; Mittwoch, 3. Okt.: Candidus;
Donnerstag, 4. Okt.: Franziskus von Assisi; Freitag,
5. Okt.: Placidus; Samstag, 6. Okt.: Bruno.

2000

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des Hl. Matthäus 9, 1—8.

In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt (Naphar-
naum). Und siehe, sie brachten zu ihm einen Nicht-
brüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun
Jesus ihren Mitleid sah, sprach er zu dem Nicht-
brüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden
sind dir vergeben. Und siehe, einige von den
Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser
lästert Gott! Und da Jesus ihre Gedanken sah,
sprach er: Warum denket ihr Böses in euren
Herzen? Was ist leichter zu sagen: Deine Sünden
sind dir vergeben, oder zu sagen: Steh auf und
wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des
Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu ver-
geben auf Erden (sprach er zu dem Nichtbrüch-
igen): Steh auf, nimm dein Bett und geh in
dein Haus! Und er stand auf und ging in sein
Haus. Da aber das Volk dieses sah, fürchtete
es sich und rief Gott, der solche Macht den
Menschen gegeben hat.

*

Des Pfarrers Sonntag

(Fortsetzung)

Die langen Predigten verschwinden immer
mehr von den Kanzeln. Aus meiner eignen Ju-
gend erinnere ich mich noch gut unseres Pfarrers,
der jeden Sonntag eine geschlagene Stunde auf
der Kanzel stand. Ebenso war in unserer Nachbar-
schaft ein Pfarrer, der dieselbe Zeit auf die Predigt
verwandte. Kurz und gut, das ist der Grund-
satz, den die jungen Priesteramtskandidaten für
die Länge der Predigt erhalten. Hier wird auch
ein Satz Luthers angeführt, den er den Predigern
gegeben haben soll: Tritt fest auf, tu's Maul auf,
hör bald auf! Damit ist nicht gesagt, daß alle
Predigten schön kurz sein sollen. Bei außerordent-
lichen Gelegenheiten läßt sich das Volk ganz gern
eine längere Predigt gefallen, so bei der Mission,
bei einer Wochenweihe, überhaupt bei Anlässen,
die nicht alle Jahre wiederkehren.

Nach der Predigt erledigt sich der Pfarrer noch
der Aufträge, die die bischöfliche Behörde von
Zeit zu Zeit an die Seelsorger erläßt. Alle Qua-
tembersonntage soll die öffentliche Für-
bitte für die Weihenandidaten von der
Gemeinde abgebetet werden. Sendte würdige brave
Arbeiter in deine Weinberge, das ist der kurze
Inhalt dieses Gebetes, also nicht nur ein Flehen
um die Zukunft des Priesterstandes, sondern auch
um das Ausbarren der jetzigen Priester auf den
Pfaden der Tugend und Frömmigkeit. „Wenn
aber das Salz schal geworden ist, womit soll
man dann salzen?“ An diese Worte erinnert
sich die Gemeinde, und wie die Kinder für ihre
Eltern, so beten auch die Pfarrkinder für ihren
geistigen Vater, daß er fortfähre, die Wege des
guten Strik zu wandeln und ihnen ein Licht
zu sein, das allen leuchtet. Das sog. allge-
meine Gebet wird jeden Sonntag nach bischöf-
licher Vorschrift gebetet. Es ist ein beliebtes,
sehr kräftiges und eindringliches Gebet um alle

Angelegenheiten des öffentlichen und privaten
Wohles und enthält in seiner Mitte die Fürbitte
für das Wohlergehen des Landesfürsten und seiner
Ratgeber und für die Interessen des Vaterlandes
und seine bewaffnete Macht. Hat der Herr die Ehe
des Fürsten gesegnet und erwartet das Land die
baldige Rückkehr der Fürstin, so erscheint im
bischöflichen Amtsblatt eine dahinsprechende An-
forderung an die Pfarrer, am nächsten Sonntag
auf der Kanzel das Volk zum Gebete aufzufordern.
Dasselbe geschieht, wenn die Geburt des Fürsten-
kinds glücklich vorüber ist. Diese öffentlichen Ge-
bete verknüpfen die Bande der Liebe und Anhäng-
lichkeit zwischen Fürst und Volk und erfüllen die
von jeher in der Kirche gehandhabte Aufforde-
rung an die Gläubigen, Fürst und Vaterland um
Gotteswillen, d. h. aus übernatürlichen Beteg-
gründen, zu lieben und für ihr Wohl bedacht zu
sein.

Männigfaltig sind die Dienste, zu denen der
Pfarrer die Kanzel benützt. Nur die hauptsächlich-
sten haben wir erwähnt. Was nach immer von
der Kanzel gesagt und verkündigt wird, immer
soll es bleiben ein Ausfluß der priesterlichen
Macht, das Evangelium zu predigen und im
Dienste des Evangeliums tätig zu sein. Deshalb
erscheinen fast auf allen Kanzeln die vier Gesal-
bten der vier Evangelisten Matthäus, Markus,
Lukas und Johannes, oder ihrer Sinnbilder.

Mit dem Credo findet das Amt seinen Fort-
gang. Bei der Opferung beginnt der Pfarrer den
Opfergang, mit dem Klingelbeutel oder Zeller.
Dieser Opfergang ist ein Rest der früheren schon
in der Kirche üblichen Opferung von Gaben
und Lebensmitteln. Der Pfarrer nahm sie am
Altare in Empfang. Deshalb die noch heute bei
der Messe vorgelebene Waschung der Hände,
um die von dem Berühren der Gaben beunruhig-
ten Hände zu reinigen. Die Gaben des Klingelbeu-
tels fließen nicht dem Pfarrer zu, wie wohl
hier und da irrtümlich angenommen wird, son-
dern werden für Ausgaben des Kultus — zum
Schmücken der Altäre, für Kerzen und Leuchter,
kleinere Reparaturen usw. — verwandt. Inbessen
hat der Bischof sich den Ertrag der Kollekte meh-
rerer Sonn- und Feiertage für gewisse Bedürfnisse
vorbehalten. So z. B. wird viermal im Jahre
für den Hl. Vater kollektiert (Peterspfennig), fer-
ner für die beiden Anabaptisten in Sabamar
und Montabaur, für den Bonifatiusverein und
für mehrere andere echt christliche, soziale Zwecke.
Am Ende des Jahres wird im bischöflichen Amts-
blatt über alle öffentlichen Kollekten der Bar-
reien des Bistums Rechenschaft abgelegt und
man kann dann Vergleiche anstellen über den
Sinn für Mithätigkeit und gute Zwecke in den
einzelnen Gemeinden. Es sind nicht immer die
reichen wohlhabenden Gemeinden, die die größten
Summen aufweisen, sondern jene zeichnen sich am
vorteilhaftesten aus, wo durch eine Seelsorger
die Gottesliebe aufs höchste entfacht wurde und
die Nächstenliebe entzündet hat. Gottesliebe und
Nächstenliebe sind zwei aufs innigste verwandte
und von einander abhängige Tugenden. Niemand
kann nicht ohne die andere bestehen. Wo die eine
am Schwenden begriffen ist, oder nicht genügend
genährt wird, da erlischt auch die andere. Es
ist wirklich erbebend, was einzelne notorisch arme
Pfarreien jährlich für bedeutende Summen auf-
bringen, für die vom Bischof angeordneten und
empfohlenen Kollekten, und Ehre jenen wackeren
Seelsorgern, die es verstanden haben, das Lei-
denschaftswort ihren Gläubigen recht tief einzuprägen:
Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden
Barmherzigkeit erlangen.

Die Wandlung ist gekommen. Die Orgel
schweigt. Ruhe und Stille liegt im Gotteshaus.

Nur ein Zeichen mit der Altarlingel meldet den
Verlauf der Hl. Wandlung. Es ist der Mittelpunkt
und zugleich der Höhepunkt des Sonntagsdien-
stes. Der Pfarrer ist jetzt ganz der Mittler
zwischen Jesus und der Gemeinde. Die heilig-
sten, zartesten, innigsten Bitten, die die Kirche aus-
sprechen kann, legt sie dem Priester bei der Wan-
dlung in den Mund. Diese Gebete vor und nach der
Wandlung sind von einer ergreifenden Innigkeit.
Sie sind zugleich die ältesten Gebete und wohl auf
die Apostel selbst zurückzuführen. Die ganze
Freiheit und Ursprünglichkeit des Christentums,
Katakombenluft und Martyriumgeist umweht uns
in diesen Gebeten. Und damit der Pfarrer Wägen-
heit habe, den Arbeiten der Kirche auch die An-
liegen seiner Gemeinde hinzuzufügen, weist die
Kirche ihn an, bei zwei Gelegenheiten mit den
Gebeten einzuklinken und sein Anliegen vorzu-
bringen. Es sind das gleichsam zwei An-
liegen des Pfarrers bei Jesus, dem obersten Hir-
ten der Seelen. Wie bekannt müssen die Pfarrer
an allen Sonn- und Feiertagen und noch an
vielen anderen Tagen des Jahres die Hl. Messe
ohne Entgelt für die Anliegen der Pfarrkinder
feiern. Das soll zugleich ein Ausfluß sein für
jene Arme, die nicht in der Lage sind, für ihre
Anliegen, oder für verstorbenen Angehörige beim
Priester eine Messe zu bestellen und das Honorar
dafür (mindestens 1.50 Mk.) aufzubringen. Sie
müssen sich nicht zurückgesetzt fühlen. Alle ihre
seelische Not und Bedrängnis trägt der Pfarrer in
seiner amtlichen Eigenschaft als Seelsorger dieser
Gläubigen dem auf den Altar gestiegenen Göt-
temenschen vor. So, sogar der Armen im
Fegfeuer, deren niemand gedenkt, für die sich
niemand aus der Verwandtschaft findet und das
Hl. Opfer darbringen läßt, gedenkt der Pfarrer
und widmet ihnen die erlösende Kraft des Mes-
sopfers. Bei der Wandlung ist der Pfarrer wahr-
haft Seelsorger, wahrhaft Barmherziger der allmäh-
lichen Verdienste des Göttemenschen.

Und damit auch jene, die nicht dem Hl. Opfer
beizubringen können, sich des anndenbringenden
Augenblicks der Wandlung erinnern, ist der Pfarrer
mit der Glöde das Zeichen bei der Wandlung und
daher sinkt die Mutter, die den Haushalt ver-
steht, die Tochter, die die kleinen Kinder hütet,
in die Kniee und betet den Herrn und Heiland
in der Pfarrkirche an und bräutet auf einsamer
Straße hinein, der gläubige Wanderer den Hut
ab und begrüßt seinen Gott aus der Ferne. Es
liegt eine eigene Poesie darin, wenn die Wan-
dlungslieder mehrerer Kirchen sich in ihrem Klang
auf den Fluren der angrenzenden Markt kreuzen,
wenn der Herr, wie es die Dichter so schön dar-
stellen, durch Feld und Acker geht und die Pfarrer
segnet, auf daß der Preis des Landmannes besorgt
und die Nahrung für Mensch und Vieh bereitet
werde. Segen über eine Gemeinde, die das
Sonntagsgebot und Sonntagverbot noch gewis-
senhaft beobachtet und feilsch und geistig am
Sonntag sich erheben läßt zu neuer Tätigkeit in der
kommenden Woche.

Mit der Kommunion ist der dritte Hauptteil
der Hl. Messe vollbracht und dann geht's schnell
dem Ende zu. Ja, manche haben es eilig und ver-
lassen schon gleich nach den Domine non sum
dignus das Gotteshaus, obwohl kein äußerer
Grund sie drängt. Schon oft hat der Pfarrer diese
Anstöße getadelt. Aber umsonst. Es verhält sich
damit wie mit der Unstille, sich unten bei der
innern Kirchstür zusammenzudrängen, obwohl
vorn der schönste Platz ist. Die Sendeschöffen —
das sind mehrere vom Pfarrer bestellten Männer
zur Aufrechterhaltung der Ordnung, meistens sind
es die von der Gemeinde gewählten Kirchenvor-
steher — sind gegen solche halbsittliche eigen-

Stille Menschen bleibst du machtlos. Da sie deren Gewaltthätigkeit oder Rachsucht fürchten, wenn sie energisch auftreten würden. Das weltliche Gesetz hat zwar einen Paragraphen von der Störung des Gottesdienstes, und hier und da wird mal einer gefaßt und zu so und so viel Mark Buße verurtheilt. Es ist aber oft schwer, den Tatbestand der Störung festzustellen und Zeugen aufzubringen, die keine Drohung fürchten und sich etwaigen Unannehmlichkeiten aussetzen wollen. Die Nachahmung des Betandes bei der Tempelreinigung ist in vielen Fällen ein zweischneidiges Schwert und mit allerhand Gefahren für den Pfarrrer verbunden, und so schleppt sich mancher Unruh in der Kirche als unausrottbar von Geschlecht zu Geschlecht weiter.

Das Schlußlied ist gesungen. Der Lehrer hat den Svieltisch geschlossen und die Orgel verlassen. Der Pfarrer hantiert noch in der Sakristei, um für den Nachmittagsdienst alles vorzubereiten. Auf dem Altare glühen noch vereinzelte Dochte an den Kerzen und senden kleine Rauchwölkchen zur Decke empor. Der Pfarrer kniet im Chorstuhl und verrichtet seine Tauftragung, weihevoll Augenblicke voll Innigkeit und Blut. Das Opfer war für die Gemeinde dargebracht, also heute muß das eigne Ich etwas zurücktreten, und der Nächste, das Pfarrkind mehr zur Geltung kommen. So empfiehlt er also noch einmal alle Vergessenen, alle Seelenangst, auch alle leibliche Not seiner Pfarrkinder der erbarmenden Liebe des Gottmenschen, daß er um Gnade und Erbarmen bei Gott Vater anhalte. Aber der Seelenhirt Jesus vergißt nicht seinen treuen Diener. Im Amte wurde auch für ihn gebetet, oft von solchen, die als einfältigen Sinnes gelten, die sich aber Verständnis bewahrt haben für die Verantwortung ihres Seelsorgers, die erleuchteten Geistes den Segen wahrnehmen, der von ihrem Pfarrer und seinem stillen rastlosen Wirken ausgeht, und die sich berufen fühlen, Fürbitten zum Himmel zu senden, daß der Herr den braven Priester nach dem Herzen Gottes lenke und leide, daß er wachse in Liebe und Heiligkeit und der Gemeinde noch lange erhalten bleibe. So kommt er doch nicht zu kurz, und gehoben und getragen von der Liebe seiner Pfarrkinder bietet er sich dem Herrn aufs neue an, in seinem Dienste zu bleiben, solange die Sonne des Lebens ihm scheint.

Nun sitzt er daheim und darf seinen Kaffee trinken, den lang entbehrten. Die Pfarrhaushalterinnen haben Sonn- und Feiertags einen schweeren Stand. Trinkt der Pfarrer seinen Kaffee wie sonst, dann hat er zu Mittag noch keinen Hunger. Aber auch ohne regelrechten Kaffee ist der sonntägliche Magen für ein sonn- und feiertägiges Mittagessen nicht recht empfänglich. Der Hunger ist übergegangen wie man sagt. Erst im Laufe des Nachmittags beruhigen sich die Magenerven wieder und abends wird das Versäumte nachgeholt. Das ist zwar kein normaler Zustand, erst recht nicht, wenn der Pfarrer binieren, d. h. zweimal Messe (stille Messe und Amt) halten und dabei auch zweimal predigen muß. Und mancher Pfarrer, der jahrelang einen solchen Dienst halten mußte, hat sich dabei ein schweres Leiden zugezogen, das ihm viel zu schaffen machte oder sein Leben verkürzte. Allein es ist keine Gelegenheit, diesem Zustand aus dem Wege zu gehen. Kommt er dabei zu Schaden, dann tröstet ihn die Erkenntnis, nicht leichtsinnig, sondern in Ausübung der Pflicht, im Dienste des höchsten Herrn seine Gesundheit geopfert zu haben. Auch der Krieger im Felde kann nicht allen gesundheitlichen Nachteilen ausweichen, und so mancher brave Beamte in der Heimat muß in Ausübung seines Berufes Dinge auf sich nehmen, von denen er bestimmt weiß, daß sie seine Gesundheit untergraben. Sie alle aber sind Soldaten, wenn sie trotzdem ihre Pflicht tun und das Ganze höher achten als den einzelnen Teil.

Bps.

Aufschub

Saumfelig ist schlüssig — reich an Fluch!
Es heißt, es ist: sein Herz, die Welt verschlafert.
(Scheler.)

*
Aufschub der Lieb der Zeit.
(Doming.)

Der hl. Remigius, vierundfiebzig Jahre Bischof.

1. Oktober.

Der Herr sprach zu Salomo:
Wenn du wandelst in meinen
Wegen und meine Gebote beob-
achtest und meine Gesetze, wie
dein Vater gewandelt ist, so will
ich dein Leben verlängern.

III. Kön. 3, 14.

Selten finden wir Menschen, deren irdische Lebenszeit über 90 Jahre hinausgeht. Seltener finden wir Männer, die ihre Kindes- und Jugendzeit, ihr Mannes- und Greisenalter in gleicher Weise heiligt haben. Noch seltener vielleicht einen Bischof, der 74 Jahre lang in heiligem Schaffen das Bischofs-Szepter trägt.

Einen solch seltenen Mann stellt uns die Kirche vor Augen am 1. Oktober, es ist der gallische Bischof St. Remigius: Seine Jugend voll Reinheit und edlem Streben; sein langes Mannesalter voll unermüdlicher und gesegneter Arbeit im Dienste Gottes und seiner Mitmenschen; sein hohes Greisenalter voll körperlicher und geistiger Frische, voll überirdisch verkörperten Friedens und seliger Gott-ergebenheit. Wahrlich, ein schönes Leben!

Remigius entstammte einer Adelsfamilie zu Vaon in Frankreich. Er wurde geboren um das Jahr 436. Eine sorgsame Erziehung nährte sein frommes, dem Göttlichen zugewandtes Gemüt und hielt ihn fern vom Tun und Treiben der Welt, so daß er von früher Jugend an ein gänzlich abgeschiedenes Leben führte, das nur der Andacht und dem Studium gewidmet war. Auch an ihm zeigt sich, wie unberechtigt oft die Furcht ist, es möchten Jünglinge, die sich vom schlechten Tun und Treiben der Welt fern halten, deswegen später zu großen Taten weniger geeignet sein: Remigius hatte in seiner ganzen Jugendzeit wenig von der schlechten Welt gesehen. Mit dem 22. Jahre empfing er die niederen Weihen. Bald darauf wurde er auf wunderbare Weise zum Bischofe gewählt. Und nun stand er 74 Jahre als Bischof zwischen Priester und Laien, zwischen Katholiken und Heiden, zwischen frommen, lauen und schlechten Christen, zwischen Königen und Untertanen und waltete seines Amtes mit Klugheit, Kraft und Würde.

Als Klerus und Volk sich in Reims zur Bischofswahl versammelt hatten, war der 22jährige Remigius bekannt als ein Kleriker von erhabenen reinem Wandel, tiefer Frömmigkeit und kraftvoller Beredsamkeit, aber niemand dachte daran, ihn zum Bischofe zu wählen. Wie zufällig kam Remigius dahin, und nun wandten sich plötzlich alle Stimmen ihm zu, und er wurde einstimmig zum Bischofe gewählt. Ganz bestürzt, suchte er in eifriger Reue die Unmöglichkeit einer solchen Wahl auseinanderzusetzen. Während er so redete, fiel ein Sonnenstrahl auf sein Haupt und umleuchtete es mit überirdischem Glanze. Klerus und Volk sahen darin eine himmlische Bestätigung ihrer Wahl. Remigius mußte sich fügen.

Zur damaligen Zeit hatte der Frankenkönig Chlodwig die letzten Ueberbleibsel des römischen Galliens erobert. Chlodwig und seine Franken waren noch Heiden. Aber der junge gallische Bischof wußte durch Liebe und Klugheit den grimmigen Frankenkönig immer günstiger für das Christentum zu stimmen. Im Jahre 496 war's, da kam König Chlodwig in der Schlacht bei Zülpich in große Gefahr. Nachdem er vergebens seine Götter angerufen hatte, wandte er sich an Christum und versprach, sich taufen zu lassen, wenn er ihm den Sieg gebe. Plötzlich neigte sich der Sieg auf seine Seite. Es war keine leichte Aufgabe für den Bischof Remigius, den rauhen und stolzen Frankenkönig in die milde Behre Jesu einzuführen.

Eines Tages erklärte er ihm die Leidensgeschichte des Heilands und schilderte die Bosheit der Pharisäer. Voll Grimm rief Chlodwig aus: „Ja, wahr ich mit meinen Franken dagewesen, ich hätte es ihnen vergolten!“ — Am Weihnachtstage 496 konnte

Bischof Remigius dem Könige und den meisten Großen seines Reiches die hl. Taufe spenden. Um auf die Phantasie des rohen Volkes einzuwirken, hatte der Bischof mit aller nur denkbaren Pracht dieses Fest zu verherrlichen gesucht. Ganz hungerissen von dem überwältigenden Eindruck, fragte der König mit treuerherzigem Staunen: „Heiliger Vater, ist dies das Himmelreich, von dem du gesprochen?“ — „Nein“, erwiderte Remigius, „aber es ist der Anfang des Weges, der dahin führt.“

Als der König Chlodwig beim Taufsteine niederkniete, um die hl. Taufe zu empfangen, sprach St. Remigius mit apostolischer Würde: „In Demut beuge nun dein Haupt, stolzer Sigamber; bete an, was du bisher verbrannt, und verbrenne, was du bisher angebetet hast.“ — Der stolze Sigamber Chlodwig beugte wohl sein Haupt, aber nicht sein Herz und seine wilde Leidenschaft. Seine Herrschsucht, Hinterlist und Grausamkeit kamen immer wieder zum Vorschein. Aber ein eifriger Schützer und Verteidiger der Kirche war und blieb er. Weil Chlodwig der einzige katholische Monarch unter den damaligen Fürsten des Abendlandes war, so führten die späteren französischen Könige den Ehrentitel „der Allerschristlichsten.“

Die Sage erzählt, Bischof Remigius habe dem Könige Chlodwig gleich nach der Taufe die hl. Firmung spenden wollen. Der Kleriker mit dem hl. Del konnte aber die dicke Menschenmenge nicht durchdringen. Sieh, da erschien eine schneeweiße Taube und brachte ein kleines Fläschchen Del von lieblichem Wohlgeruch. Bis auf Ludwig XVI. wurden alle französischen Könige damit gesalbt. Die „Ampulle“ ward als Heiligtum in Reims aufbewahrt, bis ein Jakobiner der Revolution dieselbe zertrümmerte.

Bischof Remigius sorgte nicht bloß für Frömmigkeit, Zucht und Ordnung, sondern er suchte auch in körperlicher Not und Gefahr den Seinigen zu helfen. Einstens ließ er alles überflüssige Getreide aufkaufen, damit er zur Zeit der Not, die er befürchtete, helfen konnte. Unverständige und schlechte Menschen spotteten, redeten sich beim Wein in die Höhe hinein, gingen hin und zündeten die Getreideschober an. Eilends reitet Remigius hin, doch es stand schon alles in Flammen. Gelassen steigt er vom Pferde, tritt nahe ans Feuer heran — es war bittere Kälte — und sagte: „Einem alten Manne, wie mir, tut immerhin die Wärme wohl.“ —

Als 96jähriger Greis beschloß er am 18. Januar 532 sein heiliges und tatentreiches Leben. Sein Fest wird am 1. Oktober gefeiert, weil an diesem Tage seine Reliquien erhoben wurden.

Das ist das alte Lied und Reib,
Daß dir Erkenntnis erst gedeiht.
Wenn Blut und Kraft verzaubert.
Die Jugend kam, das Alter weilt;
Du kauft nur um des Lebens Preis
Die Kunst, das Leben recht zu brauchen.“

(Weibel.)

P. R. Sch.

Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Von der Abgötterei.

Der bekannte antipapistische Prediger Marheineke hatte zweifellos viel und lange darüber nachgedacht, wie er am packendsten und beißendsten den Katholizismus charakterisieren könnte, und er nennt ihn: „Ein Bißchen Knochenanbetung“. Andere belieben von Brotanbetung, Marienanbetung, von papistischem Wölbendienst zu sprechen. — Sollten diese Menschen wohl recht wissen, was wahre und was falsche Anbetung ist?

Wir beten Gott an, wenn wir ihn als Gott anerkennen. Also können wir nur Gott anbeten. Ein Wesen außer Gott können wir nur anbeten, wenn wir es irrtümlich für Gott halten. Wenn jemand den wahren Gott kennt und aus Born oder Bosheit einem Geschöpfe göttliche Ehren erweist,

so ist das keine Anbetung im vollen Sinne, weil er das Geschöpf ja nicht innerlich als Gott anerkennt. Wer einen Geschöpfe die Ehre erweist, die Gott allein zukommt, der begeht die Sünde der Abgötterei. Es gibt

eine grobe Abgötterei und eine feine Abgötterei.

Unter grober Abgötterei verstehen wir jene Abgötterei, welche die Heiden trieben. — Wer noch nicht in eine große Anstalt, eine christliche Nächstenliebe geschaut, in so eine Anstalt, wo die Dioten schlimmster Sorte, vielleicht von Barmerzigen Brüdern gepflegt werden, der hat noch nicht den Gipsel menschlicher Menschlichkeit gesehen: kaum menschliches Aussehen, keine menschlichen Laute, kein menschliches Verhalten. — Man würde es nicht für möglich halten, daß es menschliche Wesen geben könne, so armelig und bedauernswert. So sollte man auch nicht für möglich halten, daß der Mensch zur groben Abgötterei herabsinken könne. Und doch war vor Christus der weitaus größte Teil der Menschheit in die erbärmlichste Abgötterei versunken.

Manche Heiden mögen die Statuen und Bilder, die sie verehrten, bloß als Sinnbilder angesehen haben. Sehr viele hielten den Gegenstand der Verehrung wirklich für Gott. Am schwersten ist die Sünde der Abgötterei, wenn die Kenntnis des wahren Gottes vorhanden ist, wenn mithin die Anbetung des Geschöpfes aus Bosheit oder aus Haß gegen den wahren Gott erfolgt, vielleicht auch nur als Mittel, seine Leidenschaften, z. B. die Fleischeshlust befriedigen zu können.

Immer ist die grobe Abgötterei jene Sünde, die der inneren wie der äußeren Gottesverehrung schnurstracks zuwiderläuft, und deswegen auch ausdrücklich im ersten Gebote von Gott verboten ist. Die grobe Abgötterei ist eine besonders schwere fittliche Verirrung des Menschen gegen Gott. Der Götzendiener beabsichtigt, den wahren Gott zu entthronen und zu vernichten, und ein von ihm geschaffenes Wesen an seine Stelle zu setzen. Diese Abgötterei schließt in sich den schroffsten Gegensatz des Menschen gegen seinen Schöpfer und absoluten Herrn und den schrecklichsten Absall von dem Endziel seines Daseins.

So schwer die Schuld ist, die der Götzendienst in sich schließt, so furchtbar ist das Elend, das er über die Menschen bringt. Wenn wir lesen, in welcher schauerhaften Zuständen sich die götzendienstlichen Völker befanden, dann wird uns so recht klar, welcher schmerzliche Weg geleitet zum Glück die zehn Gebote Gottes sind:

Die alten Ägypter waren ein Volk, das sich hoher kultureller Bildung rühmen konnte, und dennoch — in welche Torheiten brachte sie der Götzendienst! Die höchste Verehrung erwiefen sie dem Apis, einem schwarzen Stiere, der auf der Stirne ein weißes Dreieck und auf der rechten Seite einen halbmondförmigen Fleck hatte. In einem solchen Stiere wohnte nach ihrer Meinung der höchste Gott, namens Osiris. Auf folgende Weise wurde dieses Vieh verehrt: Als Wohnung hatte es zwei Tempel, die mit kostbaren, von Gold durchwirkten Teppichen belegt waren; die Höfenpriester reicheten ihm täglich die ausgesuchtesten Speisen, badeten und salbten es. Starb der Apis, so wurde er einbalsamiert, in einen kunstvoll steinernen Sarg gelegt und in einem Felsengrab beerdigt. Groß war die Trauer, die dann im ganzen Lande herrschte, und unbeschreiblich die Mähe und der Eifer, mit dem unablässig gesucht und geforscht wurde, bis ein neuer Apis gefunden war.

Die Menschheit sah in tiefer Nacht, daß Christus ihr das Licht gebracht.

In Indien werden noch heutzutage die giftigen Schlangen für Götter gehalten. Niemand wagt es, eine giftige Schlange zu töten. Kommt eine solche in die Wohnung, so stellen sich die Heiden betend vor sie hin, und bitten diesen Gott, daß er sich wieder entferne. In den Löchern, wo die Schlangen wohnen, gehen die heidnischen Priester hin, verrichten Gebete und bringen Opfer dar. Kein Wunder, daß jährlich in Indien über 10000 Menschen durch den Biß giftiger Schlangen sterben.

Viele kanaanitischen Völker verehrten einen Gözen mit Namen Moloch. Er hatte einen Ochsenkopf auf menschlichem Leibe, hielt die Arme ausgestreckt, war ebern und sah auf einem ehernen

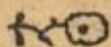
Altar. In diesem Altar wurde Feuer angelegt. War nun das ganze Bild durchglüht, so wurden ihm die zum Opfer bestimmten kleinen Kinder in die Arme gelegt. Die Eltern dieser armen Opfer tanzten um den Gözen und suchten durch Singen und Trommeln das herzzerreißende Jammergeschrei zu übertönen.

Je nach den Wesen, die göttliche Verehrung finden, spricht man von Fetischismus — wenn leblose Gegenstände göttlich verehrt werden — von Sternendienst, Tierdienst, Menschen- und Deroenvergötterung, Dämonenkult. Auch der Pantheismus, der das Weltall vergöttert, muß der Abgötterei beigezählt werden.

Der Pantheismus, der die ganze Welt als eine Theophanie, d. h. Gotteserscheinung ansieht, der mithin die Welt an Stelle Gottes setzt, ist neben dem Monismus die Salonreligion des heutigen Tages. Verwandt ist der Materialismus, der die Materie an Stelle Gottes setzt und nur Gelsen lassen will, was er begreifen und mit den Sinnen wahrnehmen kann. Goethe sagt in seinem Faust:

„Daran erkenne ich die gelehrten Herren:
Was ihr nicht laßt, steht euch meilentern,
Was ihr nicht laßt, das steht euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wagt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht müht, das, meint ihr, geht nicht.“

Von allen Seiten lugt die Abgötterei des Neuhelidentums wieder in die Welt hinein, weil man sich dem geoffenbarten Gottesglauben nicht in Demut fügen mag.



Wie der Rotenbacher gerettet wurde

Von Hermann Weber (im Felde).

(Schluß.)

(Nachdruck der Notizen.)

Der Rotenbacher wußte nichts zu entgegnen; aber die starken Worte seiner Frau hatten alle Schatten von seiner Seele fortgewischt. Ausgesöhnt mit dem Schicksal, innerlich gefestigt, zog er auf neue gegen den Feind. Die Knaben zur Seite, ihr Jüngstes an die Brust gedrückt, schaute die Frau ihm nach. Und sie wußte: ich hab' ihm die Ruhe wiedergegeben!

Berriesenes Gelände, durch das sich tiefe Gräben ziehen. Verschmetterte Baumstümpfe, Drahtverhaue, und dahinter wachsame Männer, jederzeit zum Losbrechen bereit. Langsam sinkt die Dämmerung nieder. Nur hin und wieder Nacht noch ein Schuß. Der Feind scheint der Ruhe zu bedürfen. Im Unterstand der deutschen Soldaten ist es still. Die toben abgelösten Männer haben sich, um einen der ältesten Kameraden versammelt, den ein plötzlicher Krankheitsfall niedergeworfen.

Nun mühte der Erkrankte als Nachiposten aufzuziehen. Aber daran ist nicht zu denken; und so meldet sich der Rotenbacher freiwillig für den wichtigsten Posten, obgleich schwere Kampftage hinter ihm liegen. Sein Angebot wird gerne angenommen. Die Waffe schußbereit, späht der Wacker in die Dunkelheit hinaus. Schwere Wollen sinken nieder. Nur mit Anstrengung vermag der Posten noch die Drahtverhaue zu erkennen.

Mitternacht ist längst vorüber, aber noch immer späht und horcht der Rotenbacher nach dem Feind hinüber. Aber still ist's im feindlichen Lager, totenstill. Und diese Stille ist es auch, die den wachsam Mann überlistet.

Drei — vier schattengleiche Gestalten schieben sich unhörbar über den Rand des feindlichen Grabens. Es bedarf keines Wortes mehr zwischen ihnen, denn sie haben sich vorher genau verständigt. Nicht ein Laut wird verraten, daß sie den deutschen Nachiposten überwältigt. Wie Schlangen schieben sie sich vorwärts. Der Rotenbacher hat sein Gewehr sinken lassen. Er will nicht schlafen, gewiß nicht, nur ein wenig träumen von der Heimat will er. Es träumt sich ja so süß, wo er weiß, daß seine Lieben in Sicherheit sind.

Zu Hause ist alles in guter Ordnung, und der Hansi nächst heran, daß es eine Freude ist, so hat die Rotenbacherin geschrieben. Seltsam, daß der einsame Mann immer an sein jüngstes Kind denken muß. Jeder Zug des runden Gesichtes

steht ihm deutlich vor Augen. Ganz scharf gezeichnet steht er den Knaben in dem Weidenkorb liegen. Und über allem leuchtet die goldene Abendsonne. — Wer denkt da an Krieg und Gefahr! Dem Rotenbacher klopft das Herz vor Freude.

Er möchte noch länger bei diesem Bilde verweilen, aber seine Gedanken verwirren sich. Er sieht aber noch, daß ein dunkler Schatten den Kinderkorb verhängt, als ob eine Gefahr aufsteige, und dieser Anblick läßt ihn zusammenzucken. Wacht er denn oder träumt er?

Ist es ihm nicht, als ob aus weiter Ferne die Stimme seines Kindes leise klagend zu ihm herüberläute? Und ist es ihm nicht, als ob eine Hand ihn aufrüttelt aus seinen Gedanken und ein zitternder Mund ihm zuruft: „Wach' auf! — Wach' auf!“ Ganz wirt vor Schreck fährt der Rotenbacher empor. Er steht sich um, er horcht und starrt in die Nacht hinaus; aber totenstill ist's in der weiten Runde.

Vielleicht hat nur irgend ein harmloser Vogelruf ihn getäuscht, irgend ein Zufall hat sein Spiel mit ihm getrieben; — aber in der Brust des Mannes regt sich ein heißes Schamgefühl, da er sich plötzlich der Wirklichkeit erinnert.

Er weiß, auf welcher verantwortungsvollem Posten er steht. Nicht für einen Augenblick hätte er vergessen dürfen, daß er jetzt mit Leib und Seele Soldat sein muß. Liegt doch Leben und Freiheit manches Kameraden in seiner Hand! Wie eine Mahnung an sein Gewissen klingt jener rätselhafte Laut in seiner Seele nach.

Aber nun ist der Rotenbacher wieder Herr seiner selbst. Durch doppelte Wachsamkeit will er seine Schuld vermindern. Nicht zum zweiten Male soll der Gedanke an die Heimat ihn versuchen.

Ein kaum merkbarer lichter Streif zeigt sich im Osten. Fast immer in dieser Stunde, zwischen Nacht und Tag, versucht der Feind seine heimlichen Ueberfälle.

Aber der Deutsche steht auf seinem Posten. Tief und ruhig geht sein Atem. Sein Kopf ist vorgebeugt, um besser hören zu können, und seine Blide bohren sich wie die eines Falken in die graue Dämmerung. Links von ihm zeichnet sich ganz schwach ein Gevölk von Stachelbräuten und spanischen Reitern ab.

Ist es der Morgenwind, der sie leise erzittern läßt? Die von Nachtwachen im Felde geschärften Blide des Mannes haften prüfend darauf. Das ruckweise Erzittern der Drähte setzt sich fort. Das Herz klopft dem wachsamem Manne. Er schließt eine Sekunde lang die Augen, um noch schärfer hinsehen zu können, und bei Gott! — das Erzittern in dem Drahtgeviert will nicht aufhören. Nun schaukelten die spanischen Reiter kaum merkbar nach vorn über, als ob man sie vorsichtig vom Boden aufhebe und geschmeidige Körper sich unter ihnen hindurcharbeiteten.

Und jetzt, die Hand des Rotenbachers schließt sich wie eine Stahlklammer um den Wollen seiner Bluse, — jetzt schaukeln die Drahtgestelle in ihre ursprüngliche Lage zurück; aber diesseits des Geviertes, der deutschen Stellung zu, wo am Abend vorher der Erdboden noch glatt und eben erlitten, wie aus dem Boden aufgetaucht, drei oder vier bewegungslose Menschenkörper.

Der Nachiposten steht wie aus Stein gehauen. Seine Blide liegen wie gebannt auf den unhörbar eingebrungenen Feinden. Aber nur einen Augenblick dauert seine Erstarrung. Langsam beugt er sich vor und bringt, den Kopf geduckt, das Gewehr in Anschlag.

Nun regt es sich drüben. Ein Rascheln ertönt, und eine der Gestalten will sich vorsichtig aufrichten, — da aber kracht der Schuß des Wachsamens. Und in grünem Horn, die Waffe am Lauf gefaßt, wirft sich der Rotenbacher auf die überraschten Feinde.

Man wunderte sich, daß der Rotenbacher alle Lobpreisungen über sein tapferes Verhalten so demütig abwehrte. Er wußte, warum er dieses tat. Aber niemanden hätte er die Ereignisse dieser Nacht erklären mögen. Als er aber später wieder auf Urlaub kam, da hat er seiner Frau alles erzählt.

Und die Frau ist bleich geworden und hat ihr jüngstes Kind fest an die Brust gedrückt. Und gläubig hat sie gesagt: „Der Hansi ist dein Schutzgeist gewesen!“

Zwei Freunde

Von W. W.

Nachdruck verboten.

Saßen da im heitern, lustigen Wien, zu Anfang des Jahres 1820 in einem düsternen Zimmer des dritten Stocks eines Hauses in der Wipplingerstraße, das die Nummer 420 trägt, der Männer zwei, welche dem Äußeren und Innern nach wenig zueinander zu passen schienen, während sie doch bereits seit längerer Zeit Stübgenossen waren. Der ältere von ihnen, eine mittelgroße, gedrungene Natur, hatte etwas Starres in seinem Blick, während der Mund sich zu gerne zu einem satirischen Lächeln verzog. Seine Kleidung war mehr als einfach. Man sah es, er gab nichts auf den Mod. Die Pfeife im Mund, die Gitarre im Arm, sah er und starrte vor sich nieder, während, unwillkürlich, wie unbewußt, die Hand von Zeit zu Zeit einzelne Weisse auf das Instrument tat.

Es war Johann Mayrhofer, der Dichter, während sein um zehn Jahr jüngerer Genosse, mit dem runden Gesicht, den aufgeworfenen Lippen, den buschigen Augenbrauen, der stumpfen Nase, dem gekräuselten Haar, das dem ganzen Kopf ein mohrenartiges Aussehen verlieh, niemand anders war als Franz Schubert, der liebreiche Komponist. Sie wohnten seit kurzem zusammen, nachdem ihre frühere Bekanntschaft bereits nach Jahren zählte.

Und ob auch die in der Regel mehr im heroischen Stil gehaltenen, als lyrisch-empfindenen Dichtungen Mayrhofer's sich wenig zur Komposition eigneten schienen, die alles bewältigende Schaffenskraft des jugendlichen Tonsetzers, der ja während der kurzen Zeit seines Lebens mehr als sechshundert Lieder komponierte, bewältigte auch diese Formen. Poesie und Musik standen sich bei diesen Schöpfungen gegenüber, wie der Poet dem Tonsetzer. Sie ergänzten sich gegenseitig, während sie doch auch wieder im Einzelnen sich abtöten. Und wer hätte die Allgewalt der Tonweisen des jugendlichen Meisters, der kein Vorbild hatte, der aus der Fülle seines Melodienbornes ohne Ruhe und Rast schöpfte, nicht an sich selbst erfahren! Erwacht bei den Klängen seiner Lieder nicht die Sehnsucht im Herzen? Lösen Traum und Schmerz sich nicht in Wehmut auf?

Und wie das Haus in der Wipplingerstraße dem Bahne der Zeit zum Raube gefallen, so würden auch die Lieder und Gedichte des im Jahre 1787 geborenen Mayrhofer längst begraben und vergessen sein, wenn nicht die süßen, einsammelnden Tonweisen des jugendlichen Freundes, die dieser dem Vortagen des Poeten zu verleihen wußte, sie immer wieder an das Licht des Tages zögen — und den Dichter selbst dem Verschollenen entrißen. Auf den Tonweisen Schubert'scher Melodien schwebt sein Name der Nachwelt zu.

Deut aber, als dem Tage von dem wir sprechen, lehnt der junge Künstler am Fenster und blickt auf die düstere Gasse hinab. Erinnerung durchwogte ihn. Er war im Geiste wieder zu Belz's, dem am Waagflusse gelegenen Landgute des Grafen Johann Esterhazy. Musik wurde getrieben, es wurde gesungen; und sie, seine einzige Schülerin, der er nichts gewidmet, weil, wie er sagte, ihr alles gewidmet sei, sang seine Lieder und spielte seine Kompositionen. So dachte er. Und siehe! Ein Wagen fuhr vorüber, die düstere Gasse entlang. Ein liebliches junges Mädchen saß im Wagen der von feurigen, mütigen Ungarn gezogen wurde. Die junge Dame warf einen Blick zum Fenster hinauf, es geschah unbewußt, unwillkürlich, aber er genigte, daß der am Fenster Stehende sie erkennen konnte. Ein düster-schmerzlicher Schatten fuhr über sein Gesicht. Ihm hatte er gedacht; jetzt fuhr sie vorüber, und über seine Lippe bebt der Name: „Karoline.“

Mayrhofer, der leise mit zum Fenster getreten war, sah sein Zusammenzucken, sah, wie er die Brille zur Stirn hinauf rückte, und hub nach gewohnter Weise zu lachen an, während die Hand zugleich nach dem Stocke griff, um denselben, gleich einer Fange, gegen den Freund anzulegen, wobei er, auf echt wienerisch, im oberösterreichischen Dialekt rief: „Was halt mich denn ab, Moaner —“

Doch Schubert ging diesmal nicht auf den zumüthigen Scherz ein, sondern wendete sich zum Klavier zu und begann sein Duerissemment a la Hongroise zu spielen, mit jenen schwer-

müthigen Biegunen-Melodien, wie er sie einst in Belz's gehört und verstanden. Blöstlich jedoch sprang er auf und rief, bereits halb in der Thür: „Die Theres' erwartet mich!“ und war zum Zimmer hinaus.

Und während er dahineilte, um später in Pötenthal, im Grobischen Hause, sich von der Tochter, der Theres', deren glodenreine Stimme bis in das hohe D reichte, seine Lieder singen zu lassen, während er in den Pausen nicht unterließ, dem Mädel in das Auge zu schauen, sah der Poet daheim und brütete vor sich hin. Er verfiel mehr und mehr mit sich selbst und mit der Welt. Und ob auch die Wirtin, die Frau Sandfouet, eintrat und das oft Erwähnte wieder erzählte, daß der Theodor Körner während seines Aufenthalts in Wien auch in diesem Zimmer gewohnt habe und daß derselbe ein so heiterer, froher junger Mann gewesen sei — er beachtete es nicht. Er konnte es nicht fassen und begreifen, daß der Franz sich einer andern Liebe hingab, um seine Liebe zu vergessen. Stumm griff er zur Feder, um in einer geschichtlichen Arbeit für Dormy's Archiv die inneren Wirren seines Innern zu töten.

Am Abend aber, als Schubert eintrat, hatt er nach angestrengter Arbeit seiner Muse Audienz gegeben und trat dem Freunde mit einem neuen Liede entgegen. Es war das in der Sammlung seiner Gedichte sich unter dem Titel „Der Einsame“ vorfindende. Schubert hörte es an, nicht mit dem Kopfe zum Zeichen seines Unverständnisses, warf sich auf das Bett, rückte die Wille zur Stirn hinauf und verharrte einige Zeit in dumpfem Schweigen. Dann sprang er plötzlich auf, trat zum Klavier, sagte: „Ich hab's!“ und spielte die soeben entstandene neue Komposition.

So arbeiteten Dichter und Tonsetzer sich gegenseitig Hand in Hand.

Jahre gehen dahin. Mayrhofer und Schubert wohnen nicht mehr zusammen. Während aber ersterer, mehr und mehr dem Leben entfremdet, in starrer Pflichterfüllung seines Berufs — er ist Beamter bei der Zensurbehörde geworden — den Zwiespalt zwischen Ideal und Leben auszugleichen sucht, während er kränklich und verdrießlich jeden heitern Umgang floh, besonders nachdem die Sammlung seiner Gedichte, die er auf Drängen der Freunde herausgegeben, nicht den Anklang und die Beachtung, die er erwartet und die sie verdiente, gefunden, während er nur noch bei seines Schubert's Lieder zu lächeln vermochte und sich bloß von ihnen in den Kreis einzelner Freunde locken ließ, warf sich Letzterer in das volle, sprudelnde Leben hinein.

Im Gasthaus zur „Ungarischen Krone“ in der Stummelfortgasse sah er mit seinen Freunden, dem Dichter Bauernfeld, den Malern Schwab, Schnorr u. a. gemüthlich beim Glase Wein. Toll und lustig war der Kreis, ein Scherz, ein Mummenschanz trieb den andern.

Weiter, froh zieht die lustige Schar, nachdem des Bechers schäumendes Raub zur Gänze genossen war, die nächtlichen Straßen entlang. Sie schreiten der Donau zu. Der Mond blickt durch die vom Wind zerrissenen Wolken. Sie wissen und ahnen in ihrer Freude, in ihrer tollsten Lustigkeit nicht, daß drüben auf der Brücke ein Mensch starr in das Wasser blickt, daß die Klaren, wogenden Wellen ihm zuzurufen und zu winken scheinen: „komm, komm!“ hier unten ist Ruh' und Frieden; sie sehen und ahnen es nicht, daß der Mann sich losreißen in die Donau stürzt, um gleich darauf von einem Schiffer, der sein Treiben vom Rahn aus beobachtet, herausgezogen und an das Land getragen zu werden. Sie kommen dazu, als der Gerettete am Ufer steht, und erkennen in demselben, in dem Unglücklichen den Dichter Johann Mayrhofer. Aller Schmerz war stumm. Schubert erfaßt die Hand des unglücklichen, düster-blickenden Freundes. Der aber drängt die Hand zurück, sagt frohschauernd, aber zugleich wild lachend: „Hätt' nicht gedacht, daß das Wasser der Donau so wenig kalt sei!“ und schreitet ohne Gruß und Dank davon.

Die Freunde gaben sich das Wort, des Ereignisses nicht weiter zu gedenken. Sie hielten es, und so ist es denn gekommen, daß der Versuch des Schwermüthigen, seinem Leben ein Ende zu machen, fast Tage blieb, bis sein späterer Tod auch diesen Vorfall aus der Erinnerung heraus an das Licht des Tages zog.

So kam der 19. November des Jahres 1828

heran. Schubert's Kompositionen waren mehr und mehr zur Anerkennung gelangt, ohne daß jedoch der Ertrag derselben ihn für die Bedürfnisse des Lebens sichergestellt hätte. Er verstand es nicht und hatte es nie verstanden, mit seinen Geistesprodukten zu leben. Das Privat-Konzert, welches er im März vor seinem Tode veranstaltete und in dem nur Kompositionen von ihm vorgetragen wurden, ist sein erstes und letztes gewesen, wie Gräfin Karoline Esterhazy seine erste und letzte Schülerin blieb — vielleicht, weil sie zugleich seine einzige, hoffnungslose Liebe gewesen, eine Liebe, von deren Größe sie wohl keine Ahnung gehabt.

Ich sah nach seinem Tode,
Nach keinem Sternenschein.
Ich schaute nach ihrem Bilde,
Nach ihrem Auge allein.

spielte und sang er für sich. Was er früher einem Freunde über sich selbst geschrieben, war zur düsteren Wahrheit geworden: „Denke Dir einen Menschen, dessen Gesundheit nie mehr richtig werden will und der aus Verzweiflung darüber die Sache immer schlechter statt besser macht, denke Dir einen Menschen, sage ich, dessen gänzlichste Hoffnungen zunichte geworden sind, dem das Glück der Liebe und Freundschaft nichts bietet, als höchstens Schmerz, dem Begeisterung (wenigstens anregende) für das Schöne zu schwinden droht, und frage Dich, ob das nicht ein elender, unglücklicher Mensch ist? Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer, ich finde sie nimmer und nimmer mehr.“ Man spielte seine Kompositionen, man sang seine Lieder, aber von einer vollen, warmen Anerkennung seiner Schöpfung war noch immer nicht die Rede. Selbst ein Goethe ließ die Schubert'schen Kompositionen seiner Lieder unbeachtet. Die Nachwelt sollte hier das Versäumte nachholen.

Schubert ist in dem letzten Jahre seines Lebens tätiger gewesen, denn je: es ist, als habe er die Nähe seines Todes geahnt und gesucht. Sein Schwanengesang war „die Taubenpost“ von W. Seidl. Er kränkelte mehr und mehr, bis nachmittags 3 Uhr vorhin gebachten Tages der Tod seinem Leiden ein Ende machte. In das Gewand eines Einsiedlers gekleidet, den Vorberkranz um die Schläfe gewunden, lag er auf der Totenbahre. Und die Freunde und Bekannten des Verbliebenen eilten nach der neuen Wiebe, der neugebauten Gasse Nummer 714, um den Sarg des Toten mit Kränzen und Blumen zu schmücken.

Auf dem Friedhof in Währing, wo Beethoven ruht, wurde Schubert begraben. So hatt es der Geschickene in seiner letzten Lebensstunde selber gewünscht. Ob er seiner Liebe gedacht; ob er mit ihrem Namen auf der Junge gestorben? — Wer kann es wissen! Und Johann Mayrhofer? Er hatte dem Freunde als Nachruf ein Lied gedichtet; er hat der Trauermusik, die zu Ehren des Geschiedenen veranstaltet wurde, beigewohnt; dann aber ist er immer einsamer, stiller, menschenscheuer geworden. Er miß die Welt — und die Welt fand kein Interesse, ihn zu suchen. Nur beim Tode Goethes erlangen noch einmal die seit langer Zeit verstummten Saiten seiner Lyre.

Und so zog der 3. Februar des Jahres 1835 herauf. Wie Tag um Tag ging Mayrhofer nach seinem Bureau, aber die innere Unruhe des Verzogens ließ ihn nicht am Schreibtische ausharren. Was war das ganze Leben für ihn gewesen? Wo hatte er Ruhe, Beruhigung gefunden? Vagant, starr schritt er durch die düsteren Gänge des Amtsgebäudes. Den Gruß der Kollegen beachtet er nicht. Er schreitet höher und höher die Treppen hinauf, bis er endlich hoch droben an einem geöffneten Fenster stehen bleibt. Er starrt hinauf zum Himmel, hinaus in die Welt. Die ersten milden Lüste des Frühlings wehen ihn an. Sie durchschauern ihn, wie die Schauer des Todes. Er lehnt sich weiter und weiter hinaus, ein Schrei, ein Ruf — und er liegt drunten auf der Straße mit zerbrochenem Genick.

Erst von Feuchtersleben gab die Gedichte des Unglücklichen nach dessen Tode aufs neue heraus, ließ jedoch viele der Gedichte, die Schubert komponiert, in der Sammlung weg. Und doch sind es diese Kompositionen allein, die den Namen Johann Mayrhofer nicht gänzlich untergehen ließen. Wer würde der Gedichte des Geschiedenen denken? Er wäre hinweggespült von den Wogen der Zeit — und selbst sein Name wäre verschollen und vergessen.